

Zweiunddreissigster Bericht

über das

MUSEUM

FRANCISCO-CAROLINUM.

Nebst der

siebenundzwanzigsten Lieferung

der

Beiträge zur Landeskunde

von

Oesterreich ob der Ens.



Linz, 1874.

Verlag des Museum Francisco-Carolinum.

Druck von J. Wimmer.

J N H A L T.

	Seite
Zweiunddreissigster Jahresbericht	III
Vermehrung der Sammlungen	XI
Protektor und Verwaltungsrath	XXXVI
Mandatare	XXXIX
Veränderungen im Stande der Mitglieder	XL
Verzeichniss der Mitglieder des Museum Francisco-Carolinum . .	XLII

Abhandlungen.

- I. Cori Joh. Nep. Burgen Oberösterreichs.
 - II. Czerny Albin. Chronik-Aufzeichnungen eines Ober-Oesterreichers
aus der Zeit Kaiser Max I.
 - III. Duftschmid Joh. Dr. Die Flora von Oberösterreich.
-

Vorwort.

~~~~~

# BAU UND EINRICHTUNG

der

## deutschen Burgen

im Mittelalter

mit Beziehungen auf Oberösterreich

von

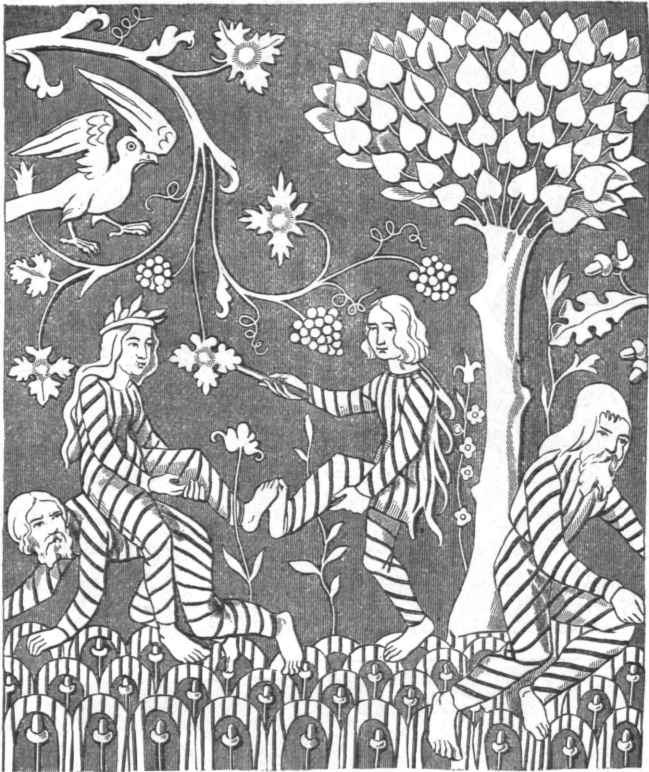
**Johann Nep. Cori,**

k. k. Militär-Bezirkspfarrrer für Oberösterreich und Salzburg, Besitzer der Kriegsmedaille;  
Proto-Ehrendomherr des Cathedral-Kapitels, Konsistorialrath und bischöflicher Notar zu  
Budweis; geistlicher Rath zu Mainz; Korrespondent der k. k. Central-Kommission zur  
Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale; Ehren-Mitglied des Museum Francisco-  
Carolinum des Landes Oesterreich ob der Ens.

---

Mit 104 Abbildungen im Texte.

---



(Fig. 70.)

Schon im XIII. Jahrhunderte wurde in Deutschland neben der Weberei des glatten, einfärbigen, rohen Tuches auch die Teppichwirkerei geübt. Sie kam aus den Niederlanden, wo, sowie auch in Burgund, Teppiche gewirkt wurden, welche hinsichtlich der Zartheit der Zeichnungen und der Feinheit der Ausführung die deutschen Erzeugnisse übertrafen. Die aus Wolle gewirkten, oft parfümirten Teppiche hatten entweder bald geometrische, bald Pflanzen-, später Granatäpfelmuster auf gewöhnlich rothem, gelbem, blauem Grunde, oder Wappen, Darstellungen von Thiergruppen, Gesellschaften und Hochzeiten, Scenen aus der Jagd und Fischerei, des Kampfspiels und Krieges, der heiligen Schrift und Legende, mit Blumen und Bäumen, Burgen und Klöstern. Die in der Wollweberei schwierig zu behandelnden Köpfe der menschlichen Figuren wurden zuweilen

gar nicht eingewebt, sondern aus feiner Leinwand ausgeschnitten und von einem Künstler gezeichnet, aufgeklebt und aufgenäht.

Die ersten vorhandenen Stickereien reichen in das XII. Jahrhundert und werden im XIII. zahlreicher. Sie wurden in weissen und bunten Leinen- und Seidenfäden auf Leinen- oder Seidenstoff, auch mit Goldfäden, die man mit Seide auf den Grund niedernähte, ausgeführt. Die Zeichnung wurde auf den Grundstoff von geübter Hand aufgetragen und nachher mit Nadel und Faden ausgefüllt. Es kommt aber auch manchmal vor, dass kleinere Fältchen der Zeichnung folgend, aus dem Grundstoffe selbst gelegt und festgenäht sind. Die Darstellungen waren wie bei den Teppichen, doch bezogen sie sich vorherrschend auf religiöse Momente, da sie meistens für kirchliche Zwecke gestickt wurden. Auch waren die Stickereien mehr den Kleidern und Messgewändern gewidmet.

Die Burgfenster waren bis in das XI. Jahrhundert klein und schmal und bildeten ein längliches Viereck, und wurden nach innen abgeschrägt und erweitert, um sie möglichst lichtbringend zu machen. Später wurden sie grösser und horizontal überdeckt, selten setzte man einen Rundbogen darauf.

Fenster.

Im XII. Jahrhunderte kamen die romanischen, rundbogigen Doppelfenster, durch dicke Säulchen mit Würfelkapitälchen getheilt, in Gebrauch. Wenn die Säulchen dünn sind, so deuten sie auf den Beginn des XIII. Jahrhunderts hin, und wenn sie ohne Kapitäle in einen weit vorgekragten Kämpfer (Aufsatz zur Aufnahme des Bogens) übergehen, so erinnert diess an den Schluss der romanischen Bauweise, gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts.

In der darauf folgenden gothischen Bauzeit wurden solid konstruirte Fenster mit Steinrahmen und zur Scheidung grösserer Fenster in kleinere Abtheilungen, mit Steinkreuzen vorherrschend. Man deckte sie gewöhnlich mit einem geraden Sturz, der bei ansehnlichen Gebäuden reich mit Laubwerk dekorirt wurde. Der Spitzbogen kam bei den Fenstern der Wohnungen seltener zur Anwendung, gewöhnlich nur bei Burgkapellen und Thürmen. Im ersteren Falle brachte man zwischen den Spitzbogen zierliche, stets wechselnde, von künstlicher Steinmetzarbeit gebildete Rosen an. Grössere Fenster mit gedrückter Wölbung oder horizontaler Ueberdeckung waren zu Ende des XV. Jahrhunderts üblich. (Fig. 71.)

Die Fenster waren bis auf spätere Zeiten nicht verglast, sondern mit feinen Darmhäuten, Blasenhaut, dünn geschabten Horn-

Fenster-  
verschluss.



(Fig. 71.)

platten, geöltem Papier und Pergament, Wachstuch, Leinwand oder irgend einem anderen gewebten Stoffe bezogen. Das Horn konnte aber nur kleine Scheiben gewähren und kam seltener vor; die übrigen durchscheinenden Stoffe waren wohl leichter zu haben, aber doch wenig im Stande, Kälte oder Luftzug abzuhalten. Diess war ein genügender Grund, ihre Anwendung zu beschränken, indem man mit ihnen nicht die ganzen Fensteröffnungen, sondern nur einen Theil derselben ausfüllte; entweder so, dass man die in den Holzläden eingeschnittenen Löcher oder ein grösseres Stück, z. B. ein Drittheil mit ihnen überspannte, oder sie in der Fensteröffnung selbst befestigte. Letzteres geschah anfangs wohl immer in einer unbeweglichen Weise, nicht in einem beweglichen Rahmen, der geöffnet werden konnte. Der grössere, nicht überspannte Theil des Fensters hatte bewegliche Holzklappen, welche, wenn offen, die volle Luft und das volle Licht hereinliessen. Zu den angegebenen Methoden tritt noch eine andere, ein netzartiges, durchbrochenes Holzgitter. Zuerst vielleicht ein Flechtwerk von Weiden, wurde es dann zu einem Netzgitter von Stäben ausgearbeitet und gewöhnlich mit Papier oder Leinwand überspannt. Es hat gewiss zum Mustern der späteren rautenförmigen Verbleiung gedient.

Die hölzernen Laden und Klappen hingen entweder seitwärts drehbar auf Angeln, sowohl doppelt als Flügel oder einfach, oder sie waren blos angelehnt und mit Schubriegeln geschlossen, oder zu beiden Seiten in die Mauer zurückzuschieben, oder sie waren oben in Charnieren befestigt und wurden von unten hinausgestossen. Mit Stangen in die Höhe gehalten, dienten sie so als schräge Schirmdächer für etwaige Papier- oder Tuchfenster, später auch für die kostspieligen Glasfenster, um von ihnen den gefährlichen Regen oder Hagel

fern zu halten. Die Fensterladen wurden mit brauner Farbe in verschiedenen Abstufungen und mit Beimischung von Gelb angestrichen, oder mit ästigen Andreaskreuzen nach den Wappenfarben der Erbauer oder Besitzer bemalt. Dasselbe gilt für Fensterrahmen und Thüren. Die Beschläge an Fenster und Thüren wurden nie gleichfärbig mit dem Holzwerke angestrichen, sondern man verzinnete sie, oder liess sie blau oder schwarz anlaufen.

Die Fensterscheiben aus Glas waren damals sehr kostspielig und selten, und wurden in den Privatwohnungen erst viel später eingeführt. Zwar war die Benutzung des Glases zum Fensterverschluss schon den Römern in der Zeit der ersten Kaiser bekannt, was durch bestimmte Aussagen der Schriftsteller und durch die zu Herkulanum gefundenen Scherben von Glasplatten und eine unversehrte Scheibe zu Pompeji bezeugt wird; allein der theure Preis gestattete nicht den allgemeinen Gebrauch. Während der gewaltigen und vernichtenden Stürme der Völkerwanderung rettete die oströmische Hauptstadt Byzanz die Kenntniss der Glasfabrikation, und von hier aus verbreitete sich dieselbe nach dem Abendlande, als die Völkerstürme sich gelegt hatten. Zum Fensterverschlusse wurde das Glas zuerst nur bei Kirchen verwendet; am Ende des I. Jahrtausendes unserer Zeitrechnung dürften so ziemlich alle grösseren Kirchen Glasfenster gehabt haben. Bis zum XII. Jahrhunderte kam die Verglasung auch in den Speise- und Arbeitssälen und in den Zellen der Mönche vielfach vor, und mit dem XIII. Jahrhunderte beginnen die Nachrichten von der Verwendung des Glases in den Privatwohnungen. Es wird jedoch von der Sache immer noch als von etwas Aussergewöhnlichen gesprochen. Erst im Laufe des XV. Jahrhunderts fand die Verglasung in Deutschland so weit Verbreitung, dass sie für die Wohnung eines wohlhabenden Mannes als nothwendig galt, aber auch für diese Zeit noch mit Sparsamkeit. Viele Fenster hatten blos zur Hälfte Glas, zur anderen Hälfte Holzklappen. Im XVI. Jahrhunderte wurden die Glasfenster völlig allgemein. Zuerst kamen runde oder sechs- und achteckige sogenannte Pfennigscheiben in Gebrauch, sie waren weiss oder grünlich. Farbige Scheiben, wie sie jetzt üblich sind, kannte man damals nicht, wohl aber fand man, abgesehen von den Glasgemälden auf den Fenstern der Kirchen und Kapellen, in den Fenstern der Burgen in vornehmeren Gemächern einzelne gemalte Scheiben mit Wappen, Sprüchen, Jahreszahlen. Diess bezeichnete immer einen höheren Grad der Prachtliebe oder Wohlhabenheit des Besitzers.

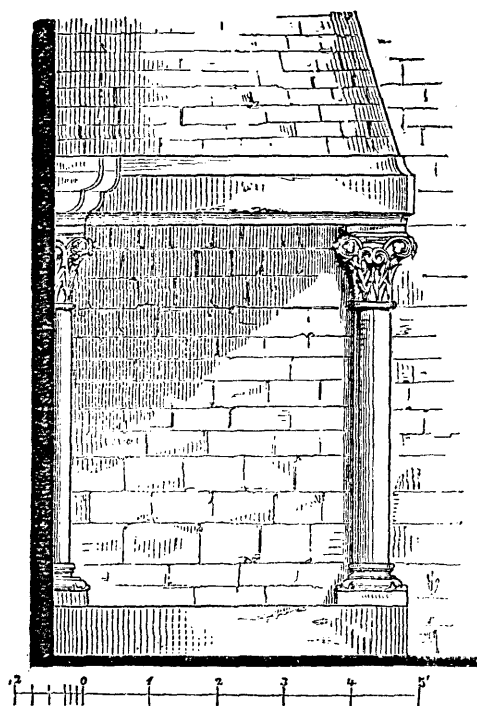
Fenster-  
nischen.

Da die Mauer des Palas sehr dick zu sein pflegte, so entstanden da, wo die Fenster angebracht waren, Mauervertiefungen oder Fensternischen mit an den Wänden angebrachten steinernen Sitzen oder Bänken, die mit Kissen und Rücklehnen wohl bedeckt waren. Diese Plätze in den Fenstern waren der Ehrenplatz der Frauen, wenn sie im Saale erschienen, und wenn sie auszeichnen wollten, den liessen sie auf diesen Fenstersitzen zu traulichem Gespräche Platz nehmen. Solche kleine Gemächer bildeten auch die Erker, welche manchmal am Saalbau angebracht waren.

Kamine.

Der Saal wurde durch Kamine — Fiuwaram — erwärmt. Anfänglich begnügte man sich, irgendwo im Hause ein grosses Feuer anzuzünden und es zu unterhalten, um sich daran zu wärmen. Als sich immer mehr die Privatbaukunst entfaltete, nahm auch der Ort, wo das Feuer unterhalten wurde, eine bestimmte architektonische Gestalt an und entwickelte sich als Kamin. Wir können ihn in Deutschland in reichen architektonischen Formen zum prunkvollsten

Schaustück der Gemächer ausgestattet vom XI. Jahrhunderte an durch alle Stufen der Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst verfolgen. Allein er konnte eine behagliche Wärme kaum dem ganzen Gemache mittheilen, und war und blieb nur eine Stelle für das brennende Feuer, an dem man sich wärmte. Der Kamin hatte eine weite Oeffnung, sein Mantel oder Sturz ragte wie ein Dach in das Zimmer hinein und wurde von zwei zierlichen Säulen mit Kapitälern getragen (Fig. 72); der Kaminschlott befand sich in der Mauerdicke. Grosse Säle hatten oft 2 Kamine.



(Fig. 72.)

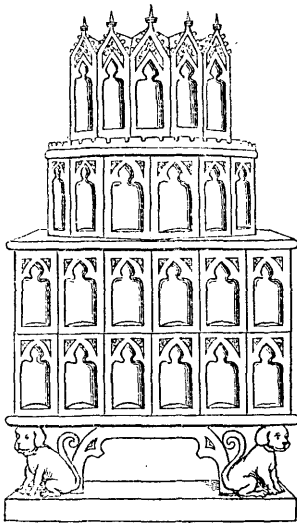
Am Kamin war der Ehrenplatz für den Burgherrn und seine besonders hochgeachteten Gäste, und zwar auf einem etwas erhöhten Fussboden, der sogenannten Brücke oder Bühne. Vor dem Kamine pflegte eine breite Bank mit Rücklehne und wohl versehen mit Polster und Kissen zu stehen.

Bühne.

Die Oefen (Fig. 73) wurden erst später eingeführt. Sie waren gewöhnlich sehr gross und der Mehrzahl nach schüssel- oder nischenförmig, um eine grössere Heizoberfläche zu bieten. Die Erfahrung,

Oefen.

dass irdene Gefässe, in denen warme Materien aufbewahrt werden, oder gewärmte Steine eine gemilderte, gleichmässige Wärme fortwährend ausströmen und diese Wärme lange halten, mochte dazu geführt haben, die Feuerstelle in das Innere eines grossen thönernen Gefässes zu verlegen, das sodann auch nach dem Verlöschen des Feuers noch die darin enthaltene Wärme nach und nach abgibt. Wann und wo auf diese Weise die Oefen entstanden sind, ist nicht bekannt. Die ersten Spuren davon finden wir in der Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts. Jedenfalls haben wir die allgemeine Ein-



(Fig. 73.)

führung der Oefen erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts zu suchen, weil da für einen soliden Fensterverschluss bereits gesorgt wurde, ohne welchen an eine erfolgreiche Ofenheizung nicht zu denken war.

Die ersten bisher vorgekommenen Ofenkacheln haben sich unter den Ruinen der 1399 zerstörten Burg Tannenberg in Hessen gefunden. Der Form nach fällt ihr Ursprung in das Ende des XIII. und in den Beginn des XIV. Jahrhunderts. Ihre Grundformen sind in noch nicht ganz reinem gothischen Style gebildet, die Ornamente derselben erinnern sehr an das Romanische, bisweilen an das Arabische, was ihnen ein zierliches und originelles Ansehen gibt. Sämmtliche Kacheln lassen sich auf etwa 24 Hauptformen zurückführen. Ihr Vordertheil stellt gewissermassen die Portale von Gebäuden dar. Die höchst-

gestandenen laufen nach oben in spitzer Form zu, die anderen haben einen Zinnenkranz, die letzten einen horizontalen Abschluss. Die Giebelfelder und Füllungen des Zinnenkranzes sind mit Laub, Wappen, Löwen, Hirschen, Gemen, Drachen, Krokodilen, einköpfigen Reichsadlern ornamentirt. In der Tiefe der Nische erhielten die Kacheln eine gelbe, braune und grüne Glasur.

Die letztere Farbe wurde nach und nach die herrschende. Im XV. Jahrhunderte kommen auch schon bunt glasierte Kacheln vor, doch war die grüne Glasur noch roh, die bunte blos wild aufgetragen und die Farben oft in einander verlaufend. Auch die Kacheln sind im XV. Jahrhunderte noch handwerksmässig und roh gearbeitet. Erst nach dem Mittelalter, im XVI. und XVII. Jahrhunderte erhob sich darin die Töpferei nach und nach vom Handwerke zur Kunst.

Möbel.

Die Möbel waren in der ersten Zeit des Mittelalters sehr einfach, gradlinig und von einer so schwerfällig massenhaften Anlage, dass sie aus Steinblöcken und nicht aus Holz zu bestehen schienen.

Erst im XII. Jahrhunderte, als die Drehbank eingeführt war, verbreitete sich der Geschmack an geschweiften, mit gewundenen Säulen u. dgl. versehenen Möbeln, und als bald darauf die Bildhauer auch das Holz bearbeiteten, wurden die Möbeln mit geschnitzten Ornamenten versehen. Vom XIII. bis in's XVI. Jahrhundert löste die deutsche Schreinerarbeit und Holzschnitzerei ihre Aufgabe in architektonischer und bildnerischer Hinsicht auf glänzende Weise; dazu gesellt sich bisweilen eine sparsam angewendete Vergoldung oder auch farbig eingelegte Arbeit, wodurch der malerischen Wirkung ein neuer Reiz hinzugefügt wurde.

Was die Möbel im Rittersaale anbelangt, so zogen sich ringsum an der Wand Bänke mit oder ohne Lehn hin, welche gewöhnlich hoch und mit Schnitzwerk verziert waren. Nicht häufig kamen die Stühle vor; sie hatten allerlei Gestalten und verschiedene Schnitzverzierungen. Lehnssessel aus dem Profangebrauche gehören bis zum XVI. Jahrhunderte zu den allgerössten Seltenheiten. Fusschemel waren in grosser Zahl vorhanden, des kalten Fussbodens und der hohen Bänke wegen.

Man setzte oder legte sich nicht auf die harten Bretter. Hinter den Bänken, Stühlen oder an deren Lehn hingen Rücklacken, kleine schmale Teppiche und die Sitzbretter wurden sowohl mit Decken,

wie mit weichen Kissen und Polstern belegt; solche nahm der Liegende auch unter Kopf und Arm; der Polster unter dem Elbogen war ein besonderes Bedürfniss. Solche Bequemlichkeit und Weichlichkeit verschmähten weder die stahlharten Ritter, noch ihre Damen. Decke und Polster nahmen sie selbst auf ihren Abenteuerfahrten mit, und der Knappe musste sie ausbreiten, wenn irgendwo der Ritter im Schatten Ruhe suchte oder seine Mahlzeit nehmen wollte.

Die Tische im Rittersaale waren gewöhnlich länglich viereckig, aber auch rund oder oval und selten gross. Sie bestanden aus Platten, die auf einem mit eingestochenen oder geschnitzten Verzierungen versehenen Gestelle mit kreuzweise verschränkten Füßen ruhten. Die Tische standen an den Wänden vor den Bänken, doch so weit entfernt, dass sie hinlänglichen Raum liessen.

Endlich befand sich gewöhnlich in der Mitte des Saales eine terrassenförmige Kredenz, auf welcher das Tischgeräth: Schüsseln, Schalen, Humpen, Pokale, Krüge, Kannen und die Tafelaufsätze ausgestellt waren. Das spätere Mittelalter legte einen ausserordentlichen Werth auf Werke dieser Art und verwendete daran alle die reiche Kunstfertigkeit, welche dem damaligen Gewerbe zu Gebote stand. Die Dichter wissen Wunderbares von diesen Arbeiten zu erzählen, und was uns noch erhalten ist, strafft wenigstens in Anbetracht der Schönheit ihre Lobeserhebungen nicht Lügen.

Die anderen üblichen Möbelstücke befanden sich in den übrigen Zimmern des Palas.

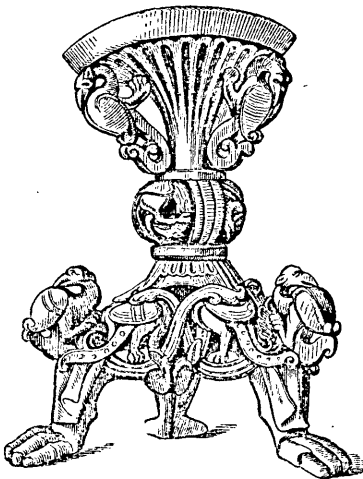
Der Rittersaal wurde durch Kron-, Wand- und Tischleuchter mit zahlreichen Kerzen beleuchtet, die man auf starke Dornen, wie jetzt noch in den Kirchen, steckte.

Leuchter.

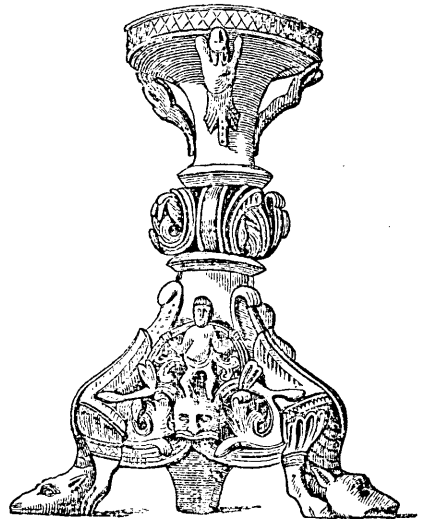
Die Träger für die Wachskerzen, oder Lichter aus Talg und Wachs gemischt, waren nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den Sälen der vornehmeren Burgen und in den Rathhäusern reicherer Städte kunstvoll gearbeitet; wurden aus Holz, Schmiedeeisen, Kupfer, selten aus Silber und Gold angefertigt oder in Messing und Bronceguss ausgeführt.

Die Standleuchter hatten eine Höhe von 4 Zoll bis 2 Fuss, und waren in der romanischen Zeit niedriger, als in der gothischen. Der Fuss oder Ständer war, besonders in der romanischen Zeit, dreitheilig und aus den wunderlichsten, oft seltsam in einander verflochtenen Thier- (Drachen, Salamander, Schlangen, Greifen, Löwen, Vögel) und Pflanzenformen später auch Menschengestalten zusammen-

gesetzt. (Fig. 74, 75.) Im Verlaufe der gothisthen Zeit wurde der Fuss rund, gegliedert, sechsseitig und nach oben zu sich verengend.



(Fig. 74.)

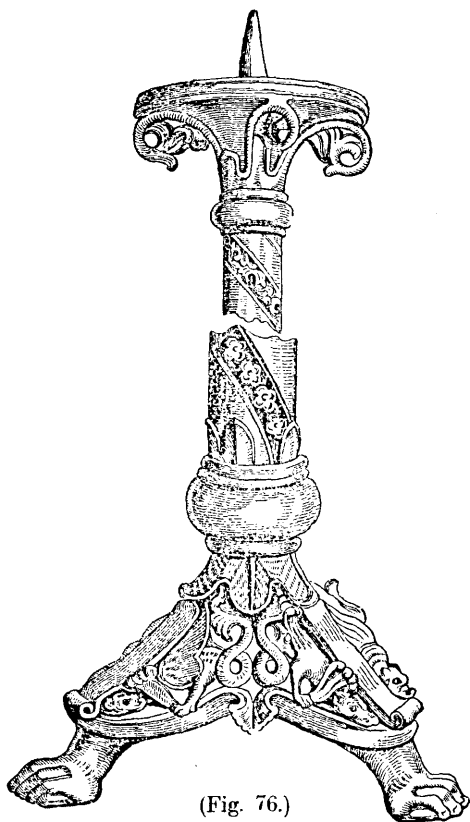


(Fig. 75.)

Der Schaft oder die Röhre als Träger des Obertheiles war entweder glatt oder geschuppt, später gewunden, und hatte einen Knauf oder Buckel, der kugelig war. An manchem Schaft schlängelte sich ein Ornamentband hin (Fig. 76), oder er war von zierlichem Pflanzenschmucke umrankt, zwischen welchem sich Thiergestalten in kriechender Darstellung befanden. In der gothischen Zeit wurde der Schaft höher und durch Ringe ebenmässig gegliedert.

Den Obertheil des Leuchters bildete die Traubschale zum Aufnehmen des Wachses; sie hatte einen Stachel in ihrer Mitte zum Aufstecken der Kerzen. Oft bauchte sich der kurze Schaft zu dieser Schale aus. Sie war rund, schüssel-, trichter- oder blumenkelchförmig. (Fig. 77, 78.) In gothischer Zeit bekam diese Schale einen geraden Abschluss, also die Gestalt eines flachen Tellers oder eine Zinnenbekrönung.

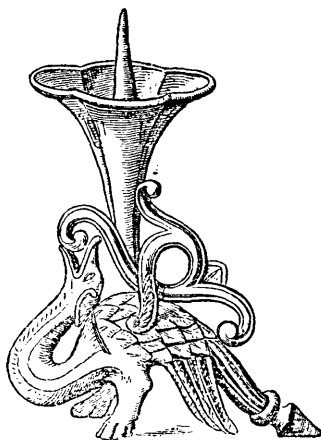
Es gab auch Figurenleuchter, bei denen die Lichterteller gewöhnlich auf den ausgebreiteten Händen ruhten. Diese Figuren tragen die Maske des wilden Mannes, und wurden bis vor Kurzem oft für



(Fig. 76.)



(Fig. 77.)



(Fig. 78.)

heidnische Götzen gehalten. Sie erscheinen im Zeitkostüme und zeigen, da sie als beliebt lange vorkamen, in diesem die Entwicklung der Tracht.

Die Kandelaber oder Kerzenstöcke waren bedeutend hohe Standleuchter, welche ursprünglich 7, in der gothischen Zeit 5, 3 und 2 Arme hatten, die so wie der Schaft durch Buckel oder Ringe gegliedert und manchmal auch aus Stein angefertigt waren.

Zu den Standleuchtern gehörten auch die Lichterrechen und Eggen, oder wie man sie in alter Zeit nannte, der Kerzstall. Er bestand aus einer eisernen, breiten, auf einer oder zwei Säulen ruhenden, oder an einer Seitenwand befestigten Querstange, welche eine grössere Anzahl von Lichterschalen mit Stacheln neben einander trug.

Der Hänge- oder Kronleuchter, welcher mit Ketten an der Decke befestiget war, bestand aus einem oder mehreren grossen Metallreifen. Diese waren mit theils runden, theils polygonen grösseren und kleineren Thürmchen verziert, zwischen ihnen befanden sich die Spitzen zum Aufstecken der Kerzen. Sonst war der Kronreif auch noch mit gravirten und getriebenen Darstellungen ornamentaler und figürlicher Art, mit Inschriften, zuweilen mit Edelsteinen und Kettchen geschmückt. In der gothischen Zeit verlor die Lichterkrone an Umfang und bekam eine zinnenartige Bekrönung, durchbrochene Reifen, feines Masswerk, gegossene Statuetten, Fialen und durchbrochene Giebelchen.

Eine andere Gattung von gothischen Kronleuchtern bestand aus einem Mittelstücke, welches nach unten frei schwebend endigte, nach oben mit einem Ringe abschloss, mittelst dessen der Leuchter an einer Kette befestiget war. Aus dem Mittelstücke entsprangen neben und übereinander mehrere Seitenarme, die in freier Schwingung mit Blumenornament besetzt, sich zu Lichterträgern entfalteten. Solche Hängeleuchter wurden in spätgothischer Zeit mit Holzschnitzwerk oder mit Hirsch- und anderen Geweihen in Verbindung gebracht.

Der Kronleuchter war in früherer Zeit gewöhnlich verzinnt; erst später pflegte man ihn zu bemalen und auch zu vergolden.

Wandleuchter kommen am seltensten unter den mittelalterlichen Leuchtern vor. Gewöhnlich wurde die Stange, welche den Leuchter in den Pfeilern und Wänden festhielt, durch ein mit Masswerk durchbrochenes Schild in elegantem Metallguss verdeckt, und wenn sie ein Dreieck bildeten, so wurde diess mit einer durchbrochenen Blechplatte ausgefüllt.

Die Leuchter für das Herumtragen waren aus dünn geschmiedetem Eisen verfertigt, später auch in bemaltem Schnitzwerke ausgeführt. Die Stange trug in der gothischen Zeit eine mit Masswerk verzierte Zinnenkrönung, aus welcher der Stachel für die Kerze sich erhob. Die Hülsen zur Aufnahme der Kerzen wurden statt der Stacheln erst zu Ende des Mittelalters eingeführt.

Nebst den Leuchtern gab es noch Hängelampen, die mit Oel gespeist wurden und längliche Gefässe, in welchen eine wohlriechende zündbare Flüssigkeit brannte.

Auch war es Sitte, dass bei Gelagen vor den Gästen Diener mit Wachsackeln standen, und voraustretend Herren wie Gäste begleiteten.

Zur matten Erhellung mancher Schlafzimmer und zur länger dauernden Beleuchtung der am meisten betretenen Gänge, Treppen u. dgl. und bei den verschiedenen nächtlichen Verrichtungen innerhalb der freien Burgräume, wo das Herumtragen der brennenden Kienspanne oder Fackeln feuergefährlich war, wurden Laternen verwendet. Jene, welche für einen vornehmlichen Gebrauch bestimmt waren, schmückte das Mittelalter mit allerlei architektonischen Ornamenten, Masswerk, Fialen und Giebelchen etc. Die hier (Fig. 79) abgebildete, im Museum zu Linz befindliche Laterne hat statt des Glases dünn geschabte Hornplatten, und gehört dem späten Mittelalter an, worauf die Hülsen zum Aufstecken der Kerzen und einige andere Verzierungen hindeuten. Sie soll 1519 das Sterbezimmer des „letzten Ritters“, Kaiser Max I., in der Burg zu Wels erhellt haben, und stammt aus dem Rathhause der Stadt Wels.

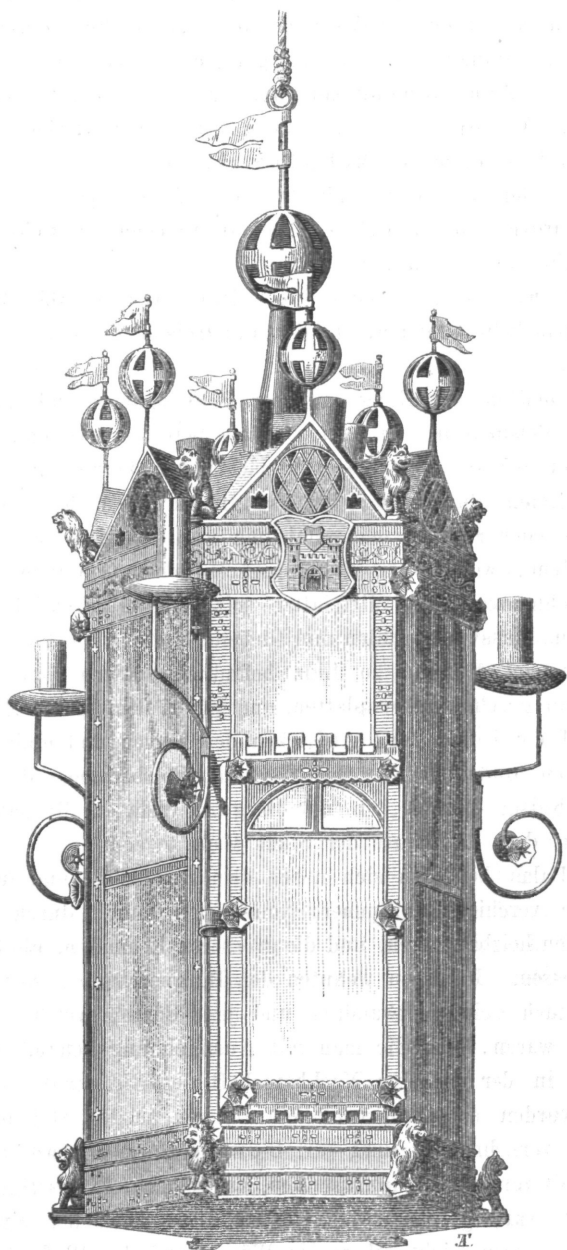
Latene.

Im Palas befanden sich neben dem Rittersaale und im oberen Stockwerke verschiedene Zimmer, von denen einige durch Kamine, später Oefen heizbar waren, und die grösseren Kammern, die kleineren Gaden hiessen. In ihnen wohnten der Burgherr mit seiner Familie, zuweilen auch seine Verwandten und jene Gäste, welche besonders angenehm waren, oder die man mit Auszeichnung behandeln wollte.

Wohnzimmer  
im Palas.

Die in der nächsten Nachbarschaft des Rittersaales gelegenen Zimmer wurden sorgfältiger als die anderen ausgestattet und desto reicher, je vornehmer die Burg war. Sie waren zuweilen gewölbt, und das Gewölbe mit verzierten Schlusssteinen, an welchen oft das Hauswappen angebracht war, geschmückt. Hatten diese Gemächer eine flache Decke, so waren nicht selten die Wände und der Plafond getäfelt. In späterer Zeit wurden diese Täfelungen mit ziemlich vertieften

Ihre Aus-  
stattung.



(Fig. 79.)

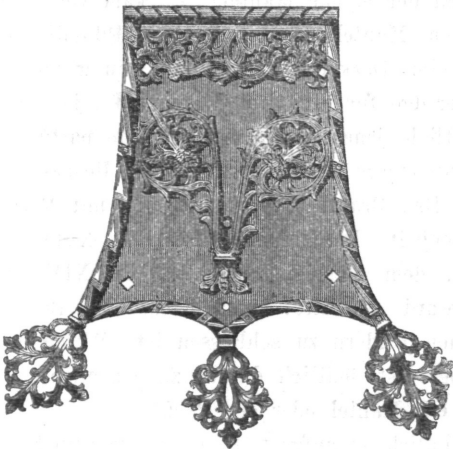
Kassetirungen überzogen, und manchmal in verschiedenen Farben illuminirt und im Innern mit Vergoldungen geziert. Teppiche bedeckten die Wände ringsum, namentlich wenn diese glatt waren, und dergleichen den Fussboden; sie hingen auch vor den Thüren und an Ringen oder drehbaren Stangen befestigt vor den Fenstern, um die Zugluft oder die Sonnenstrahlen abzuhalten; Blumen und allerlei Wohlgerüche durchdufteten das Zimmer. Weiter hatte die Kammate ein reichausgestattetes Bett, einen Tisch, Kleiderschrank oder Truhe und ein erhöhtes offenes Gestell für die Geräthe des Bedarfes, Luxus und der Toilette. Vor dem Kamine stand eine Bank mit oder ohne Lehne und natürlich nie der Kissen ermangelnd.

Der Schrank und die Truhe gehörten zu den Hauptstücken des mittelalterlichen Hausmobiliars; leider sind nur wenige aus jener Zeit erhalten.

Schrank und  
Truhe.

Die Schränke waren gewöhnlich von grossem Umfange und wurden aus Eichenholz, später, besonders im südlichen Deutschland, aus verschiedenen Holzarten mit theilweise angewandter Bemalung gefertigt, und hatten in allen ihren Theilen eine reiche eingelegte oder geschnittene ornamentale Ausstattung. Die Flügelthüren waren entweder mit Wappen, deren Helmschmuck gleich dem Laubwerke den ganzen Grund umrankte, oder mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte, aber auch des gewöhnlichen Lebens geschmückt. Die ebenfalls verzierten Beschläge bestanden aus verzinnem Eisen.

Die Truhen waren gewöhnlich aus Buchenholz und an der Vorderseite mit Schnitzwerk oder verschiedenfarbigen Holzeinlagen, grossem Schlosse und verziertem Schlossbleche versehen. (Fig. 80.) Sie standen auch auf Füßen, die durchbrochenes Masswerk hatten. In manchen fanden sich im Inneren mehrere Abtheilungen mit verschiedenen Holzeinlagen. Diese Truhen bildeten den Aufbewahrungs-ort von werthvolleren



(Fig. 80.)

Sachen: Leinwand, Silbergeräthe, Geld, Werkzeuge, Rüstungen, Waffen und Anderes.

Bett. Das prachtvollste Stück des Hausgeräthes war das Bett. Ein reiches kostbares Bett war ein Schmuck des Hauses, wie eben sowohl eine Ehre für den Gast.

Die Bettstatt, welche man den Bettstall nannte, war hoch, sehr geräumig, fest und schwer gebaut und bei einschläferigem Ehelager 6 Fuss breit. In ihrem Holzgestelle, mit reichem Schnitzwerke versehen, war sie mit einem viereckigen Himmel überdeckt, der von oben an Stangen schwebend gehalten und zuweilen bemalt war. Von seinen Rändern hingen Gardinen von kostbarster Art und reicher eingewirkter Musterung oder Stickerei herab, mit denen man die Bettstatt ganz umschliessen konnte, gewöhnlich aber waren sie aufgezogen und aufgebunden. An der Seite der hohen Bettstatt oder an ihrem Fussende stand eine mit Polstern, Decken oder seidenen Tüchern belegte, niedrige Bank; vor ihr war ein Teppich ausgebreitet. Hier liess man sich entschuhlen und entkleiden.

Das Bett selber war niedrig und seine Bestandtheile ebenfalls reich. Zu unterst lag ein Federbett (Pflumit), darüber eine gesteppte seidene Decke (Kulter), auf ihr weisse leinene Tücher (Leilachen oder das linde Wat). Unter dem Kopfe lag ein runder Pfühl und ein feines weiches Kopfkissen (Wanckissen, Orkissen). Zur Bedeckung des Schlafenden diente eine genähte, dicke Woldecke, oft aus mehrfachen Tuchlagen zusammengesetzt (Deckellachen), oder ein reicher Pelz, oder auch der eigene Mantel. Es kam vor, dass die Dame des Hauses ihren Mantel dazu schickte. Pflumit und Kulter liebte man grün, beim Deckellachen wählte man gerne die rothe Farbe und zum Ueberzuge für alle drei Seidenstoffe, ja sogar Sammt. Das Bett, namentlich jenes der Damen, wurde parfümirt, Polster und Decken und besonders das Kopfkissen mit Rosen- und Lavendelwasser besprengt. Das Brautbett bestreute man mit Rosen, den Blumen der Verschwiegenheit. Im früheren Mittelalter legte man sich mit dem Unterkleide, dem Hemde, zu Bette. Im XIV. und XV. Jahrhunderte jedoch ward es Sitte, ganz nackt das Bett zu besteigen, wie aus zahlreichen Bildern zu schliessen ist. Wenigstens die Nacktheit des Oberkörpers ist deutlich daraus zu erkennen. Als Schlafrock diente entweder ein Mantel oder ein Pelz.

Das Bett wurde gewöhnlich so aufgestellt, dass nur sein Kopfende an die Wand stiess, die Längsseiten aber frei blieben. Waren

in einem Gemache zwei Betten, dann standen sie so, dass zwischen ihnen ein Raum oder ein Gässchen sich bildete, welches man durch einen Vorhang abschliessen konnte. Nicht immer schliefen der Herr und seine Frau in einem Bette oder in einem Zimmer, namentlich dann nicht, wenn die Frau, wie es in grossen Burgen vorkam, ihr eigenes Haus bewohnte.

Es gab noch Ruhebetten, die auch zum Sitzen dienten. Sie waren nicht so vollständig, wie die Schlafbetten, denn der Pfuhl und die obere Decke fehlten, die unteren Schichten jedoch waren dieselben. Das Ruhebett lag gewöhnlich auf einer Bank an der Wand und hatte sodann ein Rücklachen. Uebrigens diente auch das grosse Bett als Ruhesitz. Bei grossen Zudrang von Gästen bereitete man das Bett auf blosser Erde.

Unter den kostbar eingerichteten Kammern einer vornehmen Burg war das Zimmer der Burgfrau (nach alter Ausdruckweise ihr „Heimliche“, nach heutiger Benennung ihr Boudoir) am reichsten ausgestattet. Die Frauengemächer befanden sich gewöhnlich im oberen Stockwerke.

Zimmer der  
Burgfrau.

Nebst dem bereits erwähnten Mobilar befand sich im Gemache der Burgfrau noch ein Heiligenbild oder ein Flügelaltärchen mit einem Betschemmel und ein Weihbrunnkessel, der gewöhnlich auch im Saale und in den anderen Zimmern angebracht war. So auch eine Wasser- oder Sanduhr, die bis in das XVII. Jahrhundert hinein unentbehrlich war und zu den nie fehlenden Zimmergeräthen gehörte. Noch die berühmten Astronomen des genannten Jahrhunderts, Brahe und Kepler, bedienten sich bei ihren Beobachtungen der Sanduhren.

Ferner fand man im Frauengemache jene schönen Schaugeräthe, Schmuck- und Geldkästchen und allerlei Geschmeide, welche die im Mittelalter so vollkommene Goldschmiedekunst vereint mit der Emaillir- und Steinschneidekunst, gravirend, ciselirend und treibend in ausgezeichneter Weise hervorbrachten. Die Kästchen bestanden in der ältesten Zeit aus Elfenbein, mit Ornamenten oder Reliefs bedeckt. Dieser kostbare Stoff wurde jedoch allmählich durch feine geschnitzte Holzarten, und das Schnitzwerk wieder durch reich verzierte Eisenbeschläge, die das ganze bedeckten, verdrängt. Im XIV. Jahrhunderte legte man die Kästchen mit farbigen Hölzern aus; die geschnitzten wurden mitunter bemalt und nach und nach erhielt die Ausstattung mit Malerei die Oberhand. Sie zeigte Darstellungen aus der heiligen und profanen Geschichte, aus der Mythologie und Liebesscenen.

Häufig wurden die Kästchen durch weibliche Hände mit Stickereien, Flittern, künstlichen Blumen geschmückt. Es gab auch welche von gepresstem, herausgetriebenem Leder oder mit hineingeschnittenen Zeichnungen.

Zu den Gegenständen, welche in keinem Damenzimmer fehlten, gehörte ferner der Spiegel. Er war klein, rund und von geschliffenem Metall. Gläserne Spiegel, die hinten mit Blei belegt waren, zählten zu den grössten Seltenheiten. Die Spiegel wurden ihrer Kostbarkeit wegen; und weil sie auch zur Damentoilette gehörten, in Kapseln gefasst, welche auf ihren Deckeln geschnittene Darstellungen aus dem Leben der Frauen, namentlich Minnenhöfe, erstürmte Minnenburgen u. dgl. trugen.

Auch Bücher, heiligen und profanen Inhaltes, sowohl in Schrift als auch in Einband mehr oder weniger prachtvoll ausgestattet, lagen auf dem Tische der vornehmen Burgfrau. Die ritterlich-romantische Literatur blühte besonders in den Zeiten der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, im XII. und XIII. Jahrhunderte, verfiel im XIV., flackerte aber im XV. wieder auf und war reich an epischen, lyrischen und didaktischen Dichtungen. Sie hatte ihre eigentliche Heimat in den grossen Herrenburgen, und wurde besonders von den Frauen begünstigt, die damals in der Kunst des Lesens einen bedeutenden Vorsprung vor den Männern hatten.

Im mittelalterlichen Damenzimmer fand man auch eine Harfe oder Lyra (Rotte, Fiedel), denn der Unterricht in der Musik gehörte zur feinen Mädchenerziehung, und das Singen der jungen Damen war damals ebenso ein Gegenstand des Begehrens und der Eitelkeit, wie heute. Endlich erfreuten sich die Damen in ihren Zimmern an Singvögeln, sprechenden Staren und kleinen abgerichteten Hunden. Mancher Pilger brachte schon einen Papagei oder Affen mit.

Ueber den Beruf und die Beschäftigung der Burgfrau wird später gesprochen werden.

Balkon. Die Annehmlichkeit des Aufenthaltes im Damenzimmer wurde in manchen Fällen noch durch einen Balkon (Line) erhöht, wo die Frauen dann die Aussicht geniessend, auch mit ihren Arbeiten beschäftigt, einen grossen Theil der schönen Tage zubrachten. Der Aufenthalt am Fenster oder auf dem Balkon war auch deshalb bei den Damen im Mittelalter so beliebt, weil sie von da am besten die Dinge beobachten konnten, welche sich unten im Thale, oder auf der nahen oder fernen Strasse zutrugen. Das monotone Leben in

einer Burg machte ihre Bewohner geneigt, in jeder Kleinigkeit ein Ereigniss zu sehen, aus Allem etwas zu machen und ein Mittel zur Zerstreuung darin zu finden. Wie freudig blickte ihr Auge, wenn es einen Fremden herankommen sah. Er brachte ja Neues aus der Welt in die einsamen Mauern. Es gab was zu erzählen, zu reden und zu besprechen, woran die Unterhaltung noch zehren konnte, wenn sich hinter dem Abreisenden das Thor wieder geschlossen hatte. Auf dem Balkone schützte man sich gegen Wind und Sonne durch aufgespannte Teppiche. In der guten Jahreszeit wurde die Thüre, welche von dem Zimmer nach dem Balkon führte, erst gegen Abend geschlossen.

Manchmal war auch in dem obersten Stockwerke des Palas eine hölzerne und gedeckte Gallerie mit offenen Arkaden, die sich längs der der freien Gegend zugewandten Aussenseite hinzog. Diese Gallerie (die Lieve oder Loube) bot dem Burgherrn und seiner Familie während der warmen Jahreszeit ein angenehmes Plätzchen, wo sie die freie Luft geniessen konnten. Hier speiste man auch im Sommer, obgleich der Raum, den die Gallerie gewährte, nicht gerade zu gross war. Gallerie.

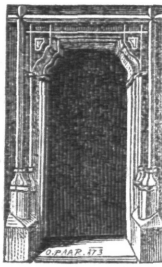
Wo die Gallerie angebracht war, diente sie zugleich zur Verbindung zwischen den im obersten Stockwerke befindlichen Zimmern. Sonst aber musste man gewöhnlich durch die Gemächer von einem in's andere gehen. Geschlossene Mauergänge, Korridore mit Thüren zu den Zimmern in einer Etage findet man selten, weil der Raum für die Gemächer in der Regel spärlich zugemessen war. Wo sie vorkamen, waren sie eng und der Burghofseite zugekehrt. Die Kommunikation zwischen den Stockwerken wurde durch schmalüberwölbte, in der Dicke der Mauer angebrachte Treppen vermittelt. Kommunikationen im Palas.

Die Thüren (Fig. 81—84) waren in früheren Zeiten klein, um bei der Oeffnung derselben auf den rauhen Berghöhen und zur Winterszeit der Kälte weniger Eintritt zu gestatten. Sie hatten gewöhnlich eine rechteckige Form, einfache steinerne Thürgewände, welche zuweilen vertiefte Streifen abwechselnd mit vorstehenden Stäben aufzuweisen hatten. Sind die Thüren in den Ecken mit kleinen Viertelkreisbogen verkröpft, so lässt das auf hohes Alter schliessen. Im XIV. Jahrhunderte bekamen manche ansehnliche Gebäude und Zimmer Thüröffnungen mit spitzbogenförmiger Bedeckung, doch blieb der horizontale Sturz vorherrschend. Die Gliederung der Thürüberdeckung mit Stabwerk und Hohlkehlen pflegte der Gliederung der Thürgewände zu entsprechen, Thüren im Palas.

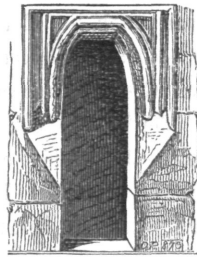
und durchschlingt oder durchkreuzt sich in der Spitze des Deckbogens oder in den Winkeln des Sturzes. Dieser ruhte hin und wieder auf grossen Konsolen, die aus mehreren Steinen gebildet in meist einfachem Profil hervortraten. Im XV. Jahrhunderte kommt als obere Bedeckung der Thüre der Kleeblattbogen vor, dessen mittlerer Theil gegen das Ende des XV. Jahrhunderts als sogenannter Eselsrücken aufwärts geschweift ist. Die baumastähnlichen, gothischen Zierathen am Thürsturze deuten ebenfalls auf das Ende des Mittelalters hin.



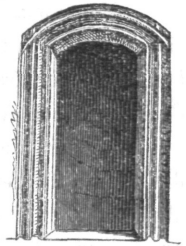
(Fig. 81.)



(Fig. 82.)

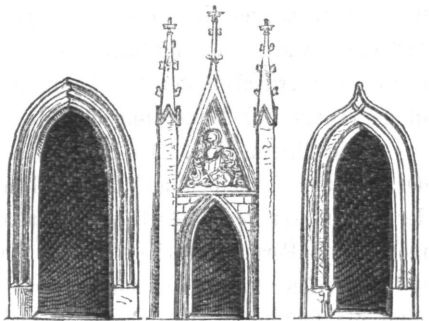


(Fig. 83.)



(Fig. 84.)

Die Eingangsthüre oder das Portal des Palas war im späteren Mittelalter zuweilen mit einem mehr oder weniger reichen Ziergiebel überdeckt. (Fig. 85.) In Schaunberg geht die Gliederung der Seitenwände am Portal ohne ein trennendes Glied, Kapitälchen, unmittelbar in den Deckbogen über und bildet somit ein ungebrochenes, mit Stabwerk und Hohlkehlen reich gegliedertes Ganzes aus.



(Fig. 85.)

Thürflügel.

Die Thüröffnung wurde gewöhnlich durch einen, seltener zwei Thürflügel geschlossen.

Sie waren von Eichen- oder Nussbaumholz, manchmal mit ornamentalen und figuralen Skulpturen versehen, und entweder blos mit Wachs gebohnt, oder wie bereits erwähnt, bemalt.